

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 247. Bromberg, den 23. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(31. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Er sank auf den Stuhl hinter dem Schreibtisch und schlug die Hände vors Gesicht. Um Himmelswillen, das war ja ein Unglück, er konnte sie ja nicht heiraten, er mußte doch nach Lemberg gehen, sobald die Sache mit dem Mautvertrag der Mutter in Ordnung war. Aber wie sollte er fort? Er war vorgestern wie ein Narr im Regen auf dem Marktplatz auf und ab gelaufen, ob sie sich nicht doch blicken lasse, und war dann endlich ebenso durchnäßt wie verzweifelt heimgeschlichen, und heute hatte ihn der eine Tropfen entsetzt — er blickte hinaus, nun regnete es wirklich, o Jammer — wie sollte er sie nun gar für immer entbehren! Sie lassen? Unmöglich! Sein Ziel lassen? Unmöglich! Aber eins von beiden mußte doch sein. Das war ja ein Unglück, ein wirkliches, wahrhaftiges, großes Unglück!

Erregt sprang er auf und begann im Laden auf und nieder zu gehen. Noch einmal suchte er sich zu verteidigen. „Aber von „solchen Sachen" war doch wirklich nie —"

Nein! aber weshalb nicht, lieber Sender? Nur weil du dich nicht getraut hast, davon zu beginnen. Sie ist ja schon bei der geringsten Schmeichelei unwillig geworden! „Da war das mit den Namen", murmelte er, „und dann mit dem Haar." Sie hatte der Annahme christlicher Vornamen das Wort geredet, auch Taube, Jütte, Hirsch, Wolf seien ja deutsche Namen.

„Und Sie heißen dann Regina", meinte er, „Königin bleibt Königin!"

Da wandte sie den Kopf ab und ging bald ins Haus.

Sie sprachen von der grausamen chassidischen Sitte, den Mädchen vor der Trauung das Haupthaar abzuschneiden. „Wenn ich daran denke", rief er grimmig, „daß Ihr herrliches Haar geopfert werden soll!" — sie lohnte es in gleicher Weise.

Er war natürlich nie darüber erfreut gewesen, hatte sich aber getröstet: „Sie fühlt sich eben schon als Mosches Verlobte und hat sich in ihr Schicksal gefunden." Erst jetzt fiel's ihm ein, daß diese Ergebung sie nicht hinderte, im Beisein ihrer künftigen Schwägerin so scharf über derlei ungleiche Ehen herzuziehen und von Mosche als von einem verzogenen Knaben zu sprechen. Hatte es einen anderen Grund? Etwa dieser Bernhard, den sie so oft zitierte ...? Unmöglich, er mußte ja weit, weit älter sein als sie, sie hatten sich seit Jahren nicht mehr gesehen. Es war doch wohl nur der Gedanke: „Wenn ich Jossef Grün gefalle, bin ich die Braut seines Sohnes." Aber es war fast unmöglich, daß er, einer der Frömmsten im Ghetto, eine solche Schwiegertochter wählte. Darum gestattete er wohl auch den Verkehr mit Sender: von Jossef also war kein Einspruch zu befürchten. Und ebensowenig von ihrem Vater, er gab wohl nach, wenn er sah, daß es auch mit Mosche nichts war. Sie selbst aber? „Wenn sie Mosche gewollt hat", dachte er, „so wird sie doch auch mich nehmen." Nur an ihm selbst lag das Hindernis! — er **mußte** ja Schauspieler werden. —

„Ich muß", murmelte er. „Ich **muß**", wiederholte er lauter. „Schon heut' abend geh' ich nicht mehr hin. Das Herz wird mir weh tun, ich kann ihm nicht helfen ... Und jetzt wird wieder gearbeitet." Er schritt an seinen Platz zurück. „Mit aller Kraft!" rief er laut und streckte die Arme.

„Jesus Maria! ... O du armer Senderko!"

Er sah sich erschreckt um. An der Tür des Ladens stand Fedko und blickte ihn scheu, aber mitleidsvoll an.

„Du Fedko? Komm' näher."

Aber der Alte blieb an der Tür stehen, und als Sender auf ihn zutrat, wich er einen Schritt zurück.

„Also du sprichst jetzt schon immer mit dir selbst?" sagte er bang und musterte ihn scharf. „Ich hab' dir immer gesagt, Senderko, das nimmt kein gutes Ende. ... Läßt du dich deshalb nicht mehr blicken?"

„Nein Fedko, ich bin noch bei Vernunft. Ich bin seit der Wahl ausgeblieben, weil ich nicht gewußt habe, ob Pater Marian wieder Zeit für mich hat."

„So, so?" Der Pförtner schüttelte den Kopf. „Und Augen macht er heute auch", murmelte er, „wie ich sie noch nicht an ihm gesehen habe. Aber was geht das mich an? Also", fuhr er laut fort, „der Hochwürdige läßt dir sagen, daß du von heut' mittag ab wieder in die Bibliothek kommen kannst, obwohl er seit vorgestern nicht mehr daneben wohnt."

„So? Warum?"

„Weil er kein ganzer Sünder mehr ist, sondern nur noch zur Hälfte, oder zu einem Viertel oder vielleicht gar nicht. Nämlich ein neuer Prior, eine neue Frömmigkeit. Dieser hochwürdige Valerian" — er seufzte tief auf — „stellt alles auf den Kopf. Ein bißchen Trinken ist eine Sünde, aber den Juden Baugründe verkaufen, das darf ein Christ. Die Mönche brauchen zu viel, sagte er, aber bei einer Malerin in Lemberg ein neues Altarbild für die Klosterkirche bestellen, dazu hat er das Geld. Den Pater Ökonom hat er in eine Nonnenzelle gesetzt, weil er ihm nicht glaubt, daß die Försterin, die Frau Putkowska, seine Nichte ist, und sie ist es doch schon seit acht Jahren. Aber der Pater Marian, der einen Juden eine „Kommedia" lehrt, bekommt ein schönes Zimmer im ersten Stock. Das heißt, das weiß der Prior freilich nicht und soll's auch nicht erfahren. Also kommst du heute an die Tartarenpforte?"

„Ja, und ich lasse dem Pater schön danken." Da fiel sein Blick auf die Eingabe; die mußte ja sofort geschrieben sein. „Erst morgen, lieber Fedko, da aber gewiß."

„Gewiß?" fragte der Alte und schüttelte traurig den Kopf. „Was ist in solchen Zeiten gewiß? Am Ende verlier' ich auch diesen Slibowitz. Aber wie Gott will."

Sender machte sich an die Arbeit. Vorerst besah er sich noch die verhängnisvolle Stelle. Nun fiel ihm bei, wie der Schaden entstanden. Der mächtige Tintenfleck war zuerst auf den Bogen gekommen. Er hatte gewartet, bis er etwas getrocknet sei, um ihn wegradieren zu können. Dabei waren ihm die Gedanken von Chaim Fragezeichens blauem Auge zum Marktplatz gewandert. Dann hatte er den Bogen umschreiben wollen, aber am nächsten Morgen das Blatt gewendet und den Schluß beigefügt.

„Heute soll mir so was nicht passieren," dachte er. Er faltete einen neuen Foliobogen und begann das Rubrum zu schreiben. „Replik in Sachen" ... Dovidl sollte diesmal zufrieden sein, das Wort „Replik" ein Muster kalligraphischer Kunst werden, wie er es liebte. An dem „R" malte er allein einige Minuten.

„Arbeiten," dachte er dabei. „Und die Sach' muß ein End' nehmen. Aber heut' schon soll ich nicht mehr hingehen?" Er blickte hinaus, der Regen hatte aufgehört. „Was soll sie denn davon denken? Sie wird gekränkt sein.

Und einmal mehr oder weniger macht doch keinen Unterschied. Und heut' hat sie mir ja versprochen, das Trauerspiel von Schiller zu erzählen, wo eine Königin die andere köpft. Das liest sie am liebsten, sagt sie, ich glaub's. „Malke" heißt sie, eine Königin ist sie, eine Regina, wie die Christen sagen. . . . O, wie schön sie ist, o wie schön!"

Die Tür wurde aufgerissen, Dovidl stürzte herein.

„Die Eingab' — bist du fertig? Noch nicht? Ich fahr' aus der Haut. Was hast du in den zwei Stunden getan?" Er riß das gefaltete Blatt vom Tische. „Was! . . . Was?" Seine Augen wurden immer größer. „„Regina" — hahaha! Nach Lemberg — morgen, heute, in diesem Augenblick. Eine Zwangsjacke und nach Lemberg!"

Schreckensbleich starrte Sender auf seine neue Missetat. Wahrhaftig, da stand der Name in so schönen lateinischen Buchstaben, wie er sie irgend leisten konnte.

„Verzeiht . . ." stammelte er, „ich — ich hab' nur die Feder probieren wollen."

„Probieren!" lachte Dovidl krampfhaft. „Seit zwei Stunden hat er die Feder probieren wollen und nichts ist ihm dabei eingefallen, als wie „Malke" auf „christlich" heißt. . . . Hahaha! Aber was lach' ich noch. . . . Blutige Tränen sollt' ich weinen. Das ist die Arbeit für sechs Gulden monatlich! Du machst mich arm, du reißt mir den Kaftan vom Leibe, die Hosen reißt du mir von den Beinen, die Unterhosen . . ."

Der erregte Mann hätte sein Elend wohl bis auf die Haut enthüllt, wenn nicht seine Frau in diesem Moment die Tür der „Prifat-Agentschaft" geöffnet und ihm mit den Augen gewinkt hätte. „Wer ist denn da?" rief er, stürzte aber, als sie ihn bedeutungsvoll anblickte, eilig hinaus.

Sender machte sich wieder an die Arbeit. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, und der Teil, den er bis zur Mittagsstunde fertig brachte, enthielt keine Fehler. Dann lief er eilig zum Essen heim, er wollte raschestens zurück sein Gewissen drückte ihn.

Er mußte allein essen. Frau Rosel war nicht daheim. Sie war es gewesen, um derentwillen Dovidl abberufen worden.

Rabbi Manasse hatte sie zu sich entbieten lassen und ihr ein gestern an ihn gelangtes Schreiben des Rabbi von Marmaros-Szigeth in Oberungarn vorgelesen. Sein Amtsbruder teilte ihm mit, Froim Kurländer lebe seit einigen Monaten dort. Da er als morscher und verlotterter Mensch der Gemeinde zur Last falle, habe diese mit großem Vergnügen zur Kenntnis genommen, daß jemand nach ihm suche, und dies dem Bettler mitgeteilt. Froim sei auch gern bereit, nach Barnow zu kommen, jedoch nur gegen Erhalt der Reisekosten. Ob die Barnower Gemeinde sie senden wolle? Wo nicht, so wollte die Szigether den alten Lumpen jedenfalls los sein und ihn gleich nach den Feiertagen entfernen, aber ob er dann nach Barnow komme, könnte sie nicht verbürgen. „Er lebt also wirklich", schloß Frau Rosel ihren Bericht an den Winkelschreiber verzweiflungsvoll, „und kommt her, obwohl unsere Gemeinde ihm natürlich kein Geld schickt. Aber wenn die Szigether ihn fortjagen, bettelt er sich doch wohl nach Barnow durch, da er ja hier gesucht wird. Rabbi Manasse sagt, er muß Luiser den Brief geben."

„Dem Schurken!" rief Dovidl wütend. „Seht Ihr nun ein, welcher Stümper er ist?"

Sie blickte ihn befremdet an. „Ich denke', erwiderte sie, „diesmal hat er seine Sache nur allzu gut gemacht."

„Ein Stümper", wiederholte Dovidl nur um so heftiger. „Er wird den Brief beim Bezirksamt einreichen und den Antrag stellen, dem Froim Eure Klage durch das Szigether Amt zuzustellen. Natürlich ist es nun mit der Todeserklärung nichts, und wir haben einen Prozeß, der jahrelang dauert und weiß Gott wie endet. Aber deshalb ist er doch nur ein elender Stümper. Warum? Weil er sich auf den Zufall verläßt! Wenn dieser Froim nicht zufällig noch leben würde, wie stände Luiser jetzt da? Ein „Prifat-Advokat", der sich auf den Zufall verläßt — hahaha! Ich tu 'das nie."

Aber das war kein genügender Trost für Frau Rosel, und auch ihre größte Sorge vermochte er nicht zu beseitigen.

„Er wird nicht herkommen!" rief er. „Ganz gewiß nicht! Oder doch wahrscheinlich nicht! Oder es ist doch wenigstens möglich, daß er nicht kommt. Übrigens, wenn er kommt, — ich hab's Euch ja immer gesagt, daß er kommen wird! Nicht? Da irrt Ihr Euch. Ich hab's gesagt, oder ich hab's doch wenigstens immer geglaubt — also, wenn er kommt, so ist's für uns um so besser. Dann will er entweder nicht zu Euch ziehen, und Ihr werdet geschieden, oder er will, dann ist alles in Ordnung, in schönster Ordnung. Und ich hoff', Frau Rosel, daß wir das erreichen. Er ist ja ein alter Bettler, warum sollt' er sich nicht von Euch versorgen lassen?"

„Aber das wär' ja mein größtes Unglück", schrie sie entsetzt auf. „Und was soll ich dann meinem Sender sagen?"

„Verzeiht", sagte Dovidl, „das gehört nicht mehr zu der Sach' „Kurländer kontra Kurländer", in Familiengeschichten misch' ich mich nicht. Und da bald „Jom-Kippur" (Versöhnungstag) ist, und ich bis dahin sehr viel zu erledigen hab' —"

Sie ging. „Nun muß er heiraten", dachte sie. „Binnen zwei Wochen muß es sein. Denn wenn Froim früher da ist, so geht er mir auf und davon." Und sie eilte zum Marschallik.

Itzig Türkischgelb nickte. „Binnen vierzehn Tagen", sagte er. Und als sie ihn zweifelnd anblickte: „Frau Rosel, hab' ich je mehr versprochen, als ich halten kann? Heut' ist Montag. Spätestens am Donnerstag sind die beiden verlobt, wenn nicht geradezu ein „Sched" (böser Geist) dazwischen kommt. Am Montag, wo wir „Jom-Kippur" haben, könnt Ihr unserem Herrgott nicht bloß Eure Sünden sagen, denn damit werdet Ihr arme, gute Frau bald fertig sein, sondern auch Eure Freuden. Und die werden groß sein. So ein Mädchen!"

„Aber wird er wollen?"

Der Marschallik lächelte. „Er? Er glüht, er brennt, er flammt! Gegen sein Herz ist ein Kalkofen eine Eisgrube. . . . Da macht mir anderes mehr Sorge, aber das wird sich auch finden. Freilich müssen wir es vernünftig anstellen. Wißt Ihr, wie es unser Kaiser vor drei Jahren gemacht hat, als er mit den Ungarn nicht hat fertig werden können?"

Sie blickte ihn verblüfft an.

„Er hat die Russen gerufen. Kommt zum Telegraphenamt."

Dort ließ er den Beamten eine Depesche schreiben. Sie erfuhr nicht, was darin stand, obwohl sie einen Gulden Gebühr bezahlen mußte. Aber der Marschallik tröstete sie: „Das Geld ist vernünftig angelegt, verlaßt Euch drauf. Und nun will ich mit Sender reden."

Vergnügt lächelnd schritt er neben ihr dem Mauthause zu. Da wurde sein Gesicht plötzlich gramvoll und finster. „Schneidet ein bestürztes Gesicht", flüsterte er ihr hastig zu. Es gelang ihr nur zu gut, als sie in seine jählings verwandelten Züge blickte. „Da ist er ja", fuhr er leise fort. In der Tat kam Sender rasch des Weges, er wollte in den Laden zurück.

„Frau Rosel", begann der Marschallik, als der junge Mann in Hörweite war, mit lauter Stimme, „ich hab' Euch gleich gesagt und wiederhol's nun: Euch geb' ich keine Schuld, aber mit Sender bin ich fertig! Fertig!" wiederholte er, „obwohl mir das Herz dabei sehr weh tut." Seine Stimme brach sich vor Wehmut. „Denn ich hab' ihn lieb gehabt wie einen Sohn und war gegen ihn wie gegen einen Sohn! Und er, er tut mir dafür d a s an, d a s, Frau Rosel!"

„Was?" wollte sie fragen.

„Schweigt!" murmelte er hastig und fuhr laut fort: „Ihr schweigt? Recht habt Ihr! Da ist nichts mehr zu sagen. So einen Undank, wie ich von diesem Pojaz —"

„Von mir?" rief Sender bestürzt und trat heran. „Was redet Ihr da, Reb Itzig? Was hab' ich Euch getan?"

Der Marschallik lachte krampfhaft auf. „Was er mir getan hat? Das arme ,unschuldige Kind! Soll ich ihm überhaupt antworten, Frau Rosel? Verdient er, daß ich ihm antworte? Aber weil Ihr mich darum bittet — meinetwegen. . . . Komm'!" und er schritt finster dem Mauthaus zu.

„Was ist geschehen?" wandte sich Sender kleinlaut an die Mutter.

Sie zuckte die Achseln. „Geh' nur", erwiderte sie. „Du wirst ja hören." Sie selbst trat in die Küche; sie wußte nicht, welches Gesicht sie bei dieser Unterredung machen sollte.

Als sie in der Wohnstube waren, begann der Marschallik: „In mir kocht's, aber ich will ruhig bleiben. Ich will dich nur etwas fragen: Weißt du, daß das Vermitteln von Heiraten mein Erwerb ist: Ja oder nein?"

„Natürlich, Ihr lebt davon. Aber —"

„Gut oder schlecht? Bin ich ein reicher Mann?"

„Nein. Aber —"

„Hast du gewußt, daß es mein Geschäft ist, wenn Reb Hirschs Malke heiratet? Und hast du gewußt, wozu Malke in das Haus des Vorstehers gekommen ist? Nun? Werd' nicht rot wie ein Krebs, nicht grün wie eine Gurke, schnapp' nicht nach Luft wie ein Karpfen im Sand, sondern antworte: Ja oder nein!"

„Nun — ja!"

„Und w o h e r hast du es gewußt?" donnerte Türkischgelb. „Weil ich es dir a n v e r t r a u t hab'. Als Geheimnis meinem besten Freund anvertraut! Und wie hast du das Vertrauen benützt? Du hast mein Geschäft zerstört, hast die Partie zerstört!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Kindes Weihnachten.

Von Peter Prior.

Ein Dichter verließ einst zur Weihnachtszeit seine Prunkräume, die im vierten Stock einer Mietskaserne lagen und aus einem kleinen Zimmer bestanden, und ging hin zum Weihnachtsmarkt. Vorbei an großen Kaufhäusern schritt er durch enge Gassen, in deren Läden neben phantastisch anzusehenden Weihnachtsdekorationen die Schätze des Christkindes lagen.

Der Dichter hatte eben zuvor eine heilige Stunde erlebt. Er hatte unter altem Krimskrams ein Schulzeugnis seiner Jugendzeit gefunden. Neben den Dreien und Vieren in sittlichem Betragen, Schönschreiben, Singen, Rechnen und Turnen stand von kritzlicher Hand geschrieben: Ihr Sohn hat am 23. Dezember die Abendschule versäumt. Mehr häusliche Strenge!

Der Vater war ein harter Mann gewesen. Und dazu die grausame Gepflogenheit der damaligen Zeit, ausgerechnet vor Weihnachten eine Sonderzensur zu erteilen. Kurz und gut, am Weihnachtsabend gab es wenig Geschenke, aber viele Schelte. Denn es war eine gar große Schandtat, gerade zu einer Zeit, wo die Kinder braver sein sollten als sonst, die Nachmittagsschule zu schwänzen.

Heute war der Dichter allein und er konnte die Schule schwänzen, wie und wann er wollte. Zu Hause warteten nicht die Eltern, kein Lehrer stellte ihm schlechte, aber ungerechte Zensuren aus. Frei bewegte sich der Dichter zwischen den Budenreihen, die sich ganz und gar nicht verändert hatten, die ganz genau so aussahen, wie einst, nur daß elektrisches Licht dazwischen flutete. Vergeblich sah sich der Dichter aber nach einem Jungen um, der so aussah, als wenn er die Schule schwänzte, und er hätte gar so gern einen solchen Unband getroffen.

Da bemerkte der Dichter plötzlich ein kleines Mädchen, das sich die Nase an einem Schaufenster mit Püppchen plattdrückte. Auf dem Rücken hatte es den Schulranzen, die blaugefrorenen Händchen rieben die kalten Ohren.

Der Dichter trat zu dem Kinde und fragte es freundlich: „Sage mir, mein Mädchen, du hast wohl die Schule geschwänzt?"

Das Kind blickte mit offenem Munde den Dichter an: „Ich möchte Vatti was zu Weihnachten kaufen!" sagte es frisch und frei. „Wir haben heute nachmittag gar keine Schule!"

„Du hast wohl recht viel Geld?" forschte der Dichter.

„Zehn Pfennige!" rief stolz das Mädchen. „Ich will dem Vatti eine Tabakpfeife und Tabak kaufen, weil er so gerne raucht."

„Und deiner Mutti kaufst du nichts?"

„Meine Mutti ist längst im Himmel", sagte traurig die Kleine. „Vatti sagt, sie wird mir schon etwas zum Weihnachtsfest schicken."

Der Dichter kramte in seinen Taschen. Um zehn Pfennige gab es doch keine Tabakspfeife und noch Tabak dazu. Und hier auf dem Markt gab es überhaupt keinen Tabak. Das Kind stand neben ihm und starrte noch immer verzückt auf die Puppen. —

Der Dichter aber sann nach. Es konnte ja ein reicher Mann sein, der Vater dieses aufgeweckten Kindes. Ärmlich sah es nicht aus. Wohin wollte ihn denn sein weiches Herz wieder führen? Und dann waren seine paar Markstücke auch gezählt.

Aber er legte sich hinter einer Bude auf die Lauer und beobachtete das Kind. Es entfernte sich bald, trippelte durch die Gassen, stand lange Zeit vor einem Tabakladen, ging hinein und kam mit enttäuschter Miene heraus. Dann lief es in eine enge Gasse, schlüpfte in einen Hausflur und verschwand im Dunkel einer steilen Treppe.

Ein dickes Weib kam die Treppe herab. Der Dichter fragte die Frau, wem denn das Mädchen gehöre, das eben die Treppe hinaufeilte.

„Ach Mariechen?" sagte die Frau. „Ja! Der Vater ist heute früh gestorben. Die Kleine weiß es noch gar nicht, die Tante ist oben, und sie werden ihn wohl heute abend noch holen."

„Was war der Mann denn?" fragte der Dichter. „Hatte er Verdienst?"

„Ach, du lieber Himmel!" sagte die Frau. „Er war einmal Kapellmeister. Konnte schön Geige spielen! Gestern abend, denken Sie, spielte er noch auf seiner Geige. Ich brachte ihm ein bißchen was Warm.s, ihm und dem Kinde."

Die Straße entlang kam in diesem Augenblick etwas gepoltert. Ein Wagen hielt, vier Männer stiegen aus, zwei trugen eine Bahre. Die drängten den Dichter und die Frau beiseite und stiegen die Treppe hoch ins Dunkel — — —

Der Dichter ging. Wie dunkel waren die Lichter geworden auf dem Markt. Hatten die Weihnachtsglocken einen Sprung bekommen? Er stürzte zurück zu dem Hause, in das das kleine Mädchen zum Vater zurückgekehrt war. Einige Leute standen vor der Tür. Und die Treppe herab kam eine Frau mit dem Kinde an der Hand.

„Gehen wir zum Vatti?" fragte die Kleine die Frau. Und die Beiden schritten durch die Gassen stumm dahin. In den Läden aber war eitel Licht und Glanz und Schneeflocken fielen vom Himmel. —

Der Wissende.

Weihnachtsnovelle von Margreth Mengel.

Der Bildhauer Brosi Körner stand mitten im dämmerigen Atelier und lauschte. Er zitterte.

Den schmalen Kopf leise vorgebeugt, starrte er auf sein vollendetes Werk, das aus der weißen Helle des Marmors herausgeschritten kam, immer gigantischer und wissender, mit großen, stillen Schritten, wie das Licht des Morgens aus dem Osten wandert.

Er starrte und lauschte, denn der Marmor begann zu fließen und zu tanzen. Die Dämmerung im Raume wich zurück, demütig, wie ein Bettelnder . . . Wich zurück und ließ sich in Qual und Lust umfassen, ließ sich versenken in das Geheimnis seines Ursprungs, der wieder Licht war, wunderbares, klares Licht.

Brosi Körner lauschte erschüttert diesem Geschehen. Die beiden wuchtigen Arme der Statue schienen zu wachsen in einer unendlich wissenden, umfassenden Bewegung. Sie wußten das Erste und das Letzte, diese Arme, und aus ihren gespannten, marmornen Adern floß das Leben wie ein großer Gesang. Und der ganze Körper war eins mit diesem Gesang, und das emporgewandte Haupt trug ihn voll Kraft, wie in einer Schale gesammelt.

Es geschah, daß der Bildhauer an seinem Werke niedersank. Er röchelte und hustete einen heißen, jähen Husten. „Der Wissende!" murmelte er.

Streichelnd gingen seine Hände über die Kanten des schmalen Unterbaues der Statue, dann erhob er sich und schritt in den Abend hinaus.

Das Atelier lag einsam am Waldrand. Der Bildhauer ging einen schmalen Weg durch die Tannen, in denen der Sturm des Novembers wühlte. Er zitterte vor Kälte, und es fiel ihm ein, daß er ein Mensch war, ein einsamer, todkranker Mensch.

*

Nun kamen die Nächte, da Brosi Körner wach lag und wartete. Er hatte sein Lager nahe an den großen Kamin gerückt und sah unverwandt den zuckenden Streifen zu, welche die spät aufgeschürte Glut nach der Statue schleuderte.

Auch am Tage lag er, der so müde geworden, in langen, stillen Stunden auf seinem Bett und begriff den Schmerz der kahlen Ahornzweige, die der Wind gegen die Scheiben des Ateliers peitschte.

Er war allein; er war ja schon vor langen Monaten fortgegangen von den Menschen. Nun wartete er auf den Tod, auf seinen Tod. Manchmal begann er, sich der Menschen zu erinnern. Sein früheres Leben wuchs wieder zu ihm: lächelnd, hell und sorglos. „Mein Gott", dachte er dann angestrengt, „mein Gott — —"

Er entsann sich noch sehr klar des Tages, als die Tür des Professorenhauses hinter ihm zugefallen war. Er erlebte es wieder, wie er dann Schritte tat durch die Allee hin, dann den Strom entlang, der, breit und saugend, mit seinen grauen Wellen die Mündung schon ahnte; dann weiter durch die Straßen der Stadt — — und es wurden unzählige Schritte in Stunden hinein, die wie Jahre waren und zu Riesen wuchsen an Grauen.

„Ein halbes Jahr noch — —," hatte der Professor gesagt. Wie schwer war es dem Alten geworden, es auszusprechen, aber Brosi Körner hatte ihm diese Wahrheit abgerungen, da er vor ihm stand im Sprechzimmer und die kranke Brust betasten ließ wie ein fremdes, gleichgültiges Ding.

Seltsam, wie er dann wieder mit dieser Brust atmete, als ob nichts geschehen sei. Und er war doch nun einer geworden, der etwas wußte: ein Wacher, ein Sehender — —

Und er begriff, daß er dreißig Jahre alt und noch nichts da sei, noch gar nichts. Und es wollte doch geschehen, es wollte da doch etwas wachsen aus einem großen und glühenden Herzen heraus, und dieses Herz schlug in seiner schmerzenden Brust zum Zerspringen, da er die Schritte tat, diese unvergeßlichen, geheimnisvollen Schritte in die ersten Stunden des halben Jahres. Ja, so hatte der Professor gesagt: „Ein halbes Jahr noch — —"

Dann war die Nacht gekommen, und Brosi Körner hatte in dieser Nacht alles erlebt, was noch zu erleben war. Es fiel ihm ein, daß seine Hände geblutet hatten am nächsten Morgen vom wütenden, gehetzten Reinsagen der krampfenden Finger.

Der Einsame lächelte auf seinem Lager, als er daran dachte. Sie waren geduldig geworden, die Finger, und sehr gehorsam. Denn er hatte das abgelegene Atelier gemietet, und die hohen Wände des Raumes wußten es, der Meißel begriff es, und die herrischen Finger formten es: ein halbes Jahr noch — — nein, nun noch vier Monate — noch zwei — noch einen — — Und diesen einen vergaßen dann die Finger und kannten nur noch das Werk.

Ein großer Triumph ging durch die Müdigkeit des Bildhauers und wuchs in seinen wunderlichen Träumen: Er war fertig geworden. Inbrünstig betrachtete er sein Werk. Es lebte.

„Du weißt alles", murmelte dann der Kranke mit fiebernden Augen, „Du weißt alles. Ich gab Dir ein halbes Jahr, mein halbes Jahr — — Du bist der Wissende. Du bist die Schale des Todes, in der das Ungeborene die lächelnde Wimper öffnet.

Du weißt den Sinn. Alle Schönheit des heimlichen Lebens ist in Dir, und alle Wunden des geöffneten trägst Du."

So dachte der Kranke in den Stunden, die zögerten zu gehen — als ob auch sie es wüßten — —

*

Als der Schnee kam, wunderte sich Brosi Körner über seine blendende Weiße, die die hohe Glaswand durchbrach und in das Atelier drang mit kaltem Licht. Dann wurde er unruhig, denn er sah Staub, grauen Staub auf den Dingen liegen wie dämmernde Gedanken. Mit zitternden Händen rieb er ihn von dem Marmor des Aktes ab. Dabei fiel ihm plötzlich die Tilla ein. Herrgott die Tilla — — Sie hatte ihm oft Modell gestanden, als er noch in der Stadt lebte, und nie war sie fortgegangen, ohne erst mit kleinen, schnellen Händen den Staub abzuwischen von den Sachen im Raum. Und einmal hatte er die Tilla geküßt, daran dachte er jetzt.

Wie mochte es ihr gehen? Es fiel ihm ein, daß er sie das letzte Mal unter den Bäumen am Ufer des Stromes gesehen hatte. Sie ging dahin und lächelte, so wie man unter blühenden Bäumen lächelt, wenn man nicht allein ist; denn der Baron war bei ihr und redete auf sie ein. Der Baron, dieser Windhund, der so verteufelt gute Bilder machte und die Frauen wie Spielbälle durch seine Tage gleiten ließ.

Brosi Körner fühlte Zorn in sich aufsteigen, als er daran dachte. Und dann tat er etwas Seltsames: Er schrieb einen Brief; Tilla sollte kommen.

*

Schnee trugen die Tannen, und immer wieder neuer fiel aus den stillen Wolken. Brosi Körner fühlte ihn. „Es wird immer heller," dachte er sehnsüchtig und begriff nicht, daß Tilla nicht kam. Er aß fast gar nichts mehr, und seine Augen wurden größer in den rinnenden Tagen. —

Es kamen die Weihnachtsglocken von der nahen Stadt und legten ihren Klang auf den horchenden Wald. — „Die heilige Nacht — —", dachte der Kranke verwirrt. Seine Augen sahen unverwandt durch die Scheiben zu den Rändern des Himmels empor. Der Schnee begann zu leuchten, da es dunkel wurde. Eine kleine Wolke beugte sich demütig zu ihm hernieder, und auch die Sterne schienen zu sinken.

Brosi Körner wurde plötzlich geschüttelt von etwas Unsagbarem. Er klammerte sich an den kühlen Marmor seines Werkes und verzweifelte: „Nun kommt sie nicht mehr."

— — Aber dann kam sie. Sie kam wirklich. Sie schritt ganz allein durch die Kälte.

Er lief ihr entgegen mit zitternden Knien. „Ambrosius", flüsterte sie nur, und dann ganz leise — Brosi" . . .

Er zündete das Licht an. „Warum weinst du, Tilla?" fragte er erschrocken und taumelte zurück, da er sie ansah.

Tilla war mit einem leisen Stöhnen niedergesunken und wimmerte vor sich hin.

Durch den Mann aber ging es plötzlich wie ein Schlag. „Ich helfe dir," rief er heiser. Er riß den Mantel vom Haken und rannte in die Nacht hinaus. Taumelnd wie ein Trunkener ging er den Weg zur Stadt. „Schnell, nur schnell", dachte er mit hetzenden Sinnen und keuchte voran . . .

Die Frau kam und schüttelte den Kopf. „So ein junges Ding," sagte sie nur. Brosi aber kniete in der Ecke und schürte die Glut, die rot und quillend aus dem Kamin brach und sich mit zärtlicher Scheu an den weißen Riesen, den Wissenden, zu schmiegen schien.

Es dauerte bis zum Morgen. Noch immer loderte die Glut vom Kamin her. Von draußen quoll ein blauer, stumpfer Glanz in den Raum. Tilla schlief nun, und das Bübchen lag neben ihr. Brosi aber saß grau und verfallen in seinem Stuhl vor dem Bett und dachte daran, daß er sterben müsse und daß er dann nicht allein sei. „Laß mich bei dir bleiben, Brosi," hatte die Tilla gesagt, „immer möchte ich bei dir bleiben . . ." Und im Hinüberschlummern hatte sie ein Weihnachtslied gesummt von der Maria und dem Kinde. So leise, wie schlafende, kleine Vögel. —

Der Bildhauer Brosi Körner lächelte, indes die Stunden rannen und der Wintersonne mattrote Scheibe aufstieg. Er wachte zwischen dem atmenden, weißen Marmor seines Werkes und dem pulsenden, neuen Leben, das zu ihm gekommen war in einem unbegreiflichen Geschehen. „Weihnachten", dachte er glücklich, und sein Herz schlug ruhig und war voller Freude.



Bunte Chronik



* **Der Ursprung des Weihnachtsbaumes.** Entgegen weit verbreiteten Ansichten in unserem Volke, daß die schöne Sitte des Weihnachtsbaumes schon zu allen Zeiten in Deutschland gepflegt wurde, muß festgestellt werden, daß erst gegen Ende des Mittelalters Weihnachtsbäume angezündet wurden. Das Ursprungsland des Weihnachtsbaumes, der mit viel Lichtern und schönen Dingen behängt wird, ist Indien, das Märchen- und Wunderland. Am Stupa zu Babul, ein Heiligtum Buddhas, zeigt ein reiches Ornament den indischen Wunschbaum, ein Ornament, das weit über 2000 Jahre alt ist. In die Zweige des Baumes sind alle schönen Dinge geschlungen. Früchte, Ketten, Edelsteine, Seide und Elfenbein. Auch in den überlieferten Sagen, Märchen und Dichtwerken der Inder wird vom Wunschbaum gesprochen. Der erste Bericht, der zu uns von dem indischen Wunschbaum kam und damit die Sitte des mit Lichtern und Schmuck behängten Baumes zu uns brachte, stammt von dem italienischen Edelmann Luidi de Barthema, der in seinen Reisebeschreibungen, die 1556 erschienen, einen Holzschnitt eines indischen Wunschbaumes brachte. Ob dieser indische Wunschbaum und der germanische Weihnachtsbaum identisch sind, ist wissenschaftlich noch nicht geklärt, aber sicher ist, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts Weihnachtsbäume im Unterelsaß festgestellt wurden. In einem 1604 von einem unbekannten Verfasser geschriebenen Buche heißt es: „auff Weihenachten richtt man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran bemerket man rossen (Rosen) auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgold, Zucker" usw. Der Schriftsteller Jung-Stilling erzählt vom „hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen" um das Jahr 1760. Von dieser Zeit an mehren sich die Nachrichten über den Weihnachtsbaum. 1773 finden wir ihn in der Nähe von Zittau, 1785 in Straßburg, 1796 in Hamburg, 1807 in Dresden, 1815 in Danzig und 1820 in Leipzig. Nach Paris brachte ihn die Herzogin von Orleans, eine mecklenburgische Prinzessin, im Jahre 1840 und im gleichen Jahr zündete der Koburgische Prinzgemahl der Königin von England den ersten Weihnachtsbaum in London an. Seitdem hat sich die Sitte des Weihnachtsbaumes über die ganze Erde verbreitet.

*

* **Meteorfall in Bremen.** In der Nacht zum Sonnabend gegen 1¼ Uhr nach Mitternacht wurden die Bewohner in der Nähe des Doventorswalls aufmerksam gemacht durch ein starkes Geräusch, das dem Niedergang eines schwerkalibrigen Geschosses ähnlich war. Passanten sahen, wie am Himmel plötzlich ein Feuerstrahl sichtbar wurde, der zur Erde niederschoß und auf dem Fußsteig des Walls am Doventor gegenüber der Häuserreihe unter Gepolter in das Erdreich ging. Die hinzueilenden Leute stellten fest, daß im Erdreich ein etwa 1½ Meter tiefes, ovales Loch, das einen Durchmesser von einem halben Meter hatte, in die Erde gerissen war. Außerdem fand sich in der Nähe noch ein kleines Loch, während ringsherum hochgeschleuderte Schlacken des harten Fußsteiges lagen. Von der sofort benachrichtigten Bremischen Landeswetterwarte wurden Nachgrabungen vorgenommen.

Lustige Rundschau



* **Ein salomonisches Urteil.** Der neue Theaterdirektor war fest entschlossen, eine vernünftige Sparsamkeit durchzuführen. Und da er eines Tages in der Buchführung einen Ausgabeposten von ein paar Mark wöchentlich für die Ernährung von drei Katzen entdeckte, die dem Theater die Ratten fernhalten sollten, so erklärte er, daß dieser Posten gestrichen werden müßte. Der Hausverwalter versuchte zu protestieren, aber der Direktor winkte ab. „Wenn die Katzen," sagte er, „die Ratten fressen, so brauchen wir für sie kein Futter zu kaufen. Und wenn sie die Ratten nicht fressen, was tun wir dann mit ihnen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.